Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 4

Artikel: Das Stäubchen unter der Achselklappe : eine militär-psychologische Anregung

Autor: Huber, Fortunat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069433

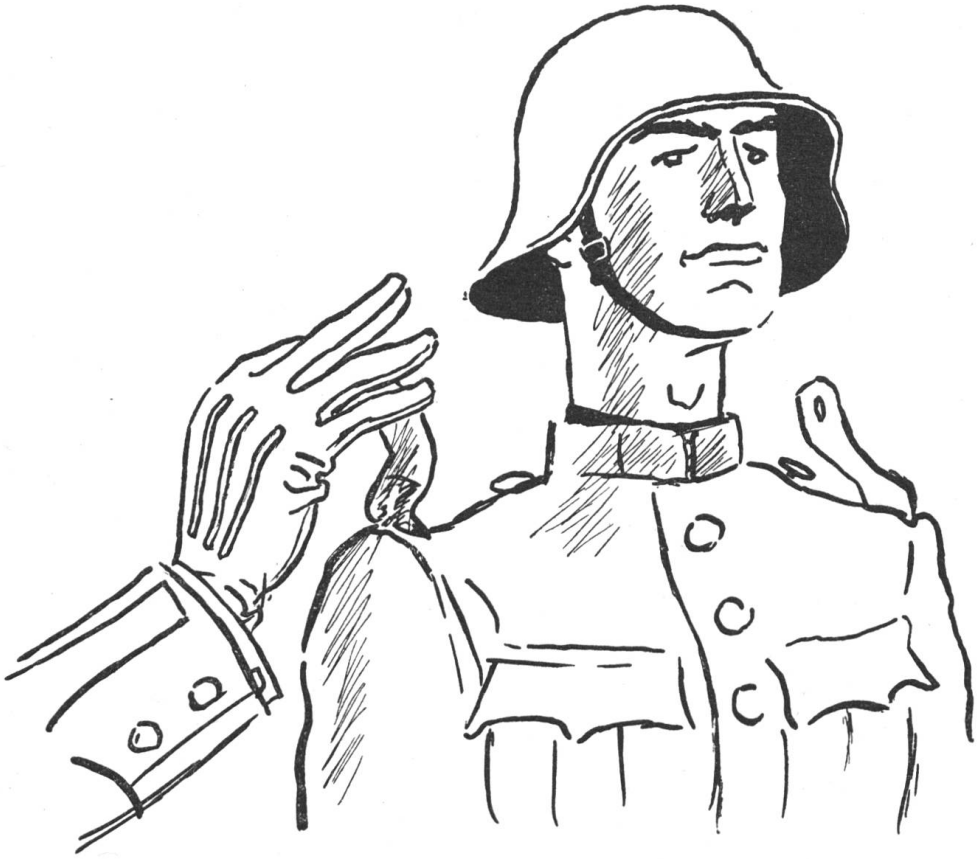
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Hugo Laubi

Das Stäubchen unter der Achselklappe

Eine militär-psychologische Anregung

VON FORTUNAT HUBER

Die Flut der Oberstenwitze beginnt zu verebben. Es würde sich nicht lohnen, diese für die Nachkriegswelt zu sammeln. Aber sie verdienen, bevor sie mit den Uniformen eingekampfert werden, eine kleine Nachbetrachtung. Wenn sich Witz und Karikatur mit einer Persönlichkeit oder einer bestimmten Schicht bevorzugt beschäftigen, kann das ein Ausdruck der Volkstümlichkeit sein. Aber unsere Oberstenwitze sind in ihrer großen Mehrzahl keineswegs verkappte Zeichen der Bewunderung.

Ich möchte davon absehen, dafür einzelne Beweise anzuführen. Jeder Leser mag das aus der Erinnerung selbst besorgen. Man wird zugeben, daß sie den hohen Offizier in einem wenig schmeichelhaften Bild zeigen. Es wäre falsch, dies aus der Neigung der menschlichen Natur zu erklären, die liebt, das Strahlende zu schwärzen. Ebenso unzulänglich wäre es, den Ursprung in Armeefeindlichkeit zu suchen.

Das Alter der Obersten spielt bei diesen Witzen keine kleine Rolle. Nun gingen zweifellos an gewissen Zentren Persönlichkeiten Beschäftigungen in Oberstenuniform nach, wo die Notwendigkeit

hierfür nicht ohne weiteres ersichtlich war. Außerdem gibt es sehr hohe Offiziere, die ihren Grad durch den Dienst in höhern Stäben nicht durch Truppenführung verdient haben und deren Aufgabe Zweifel offen läßt, ob diese nicht von Offizieren minderer Chargen ebenso gut bewältigt würde. Das konnte zur eigenartigen Vorstellung der Öffentlichkeit über Wesen und Funktion des Obersten beitragen. Hingegen ist es weitesten Kreisen verständlich, daß man nicht in den Jünglingsjahren zum Obersten wird. Und wenn man auch in der Schweiz nicht, wie in gewissen andern europäischen Ländern der Nachkriegszeit, das Heil vor allem von den Männern über 80 Jahren erwartet, so erfaßte doch die Vergötterung der Jugend, die einige Jahre früher mancherorts Trumpf war, die Schweiz nie. Man ist bei uns nach wie vor geneigt, dem Alter die gebührende Ehrerbietung zu zollen, und auch Männer über 60, in und ohne Uniform, nicht als Mummelgreise zu betrachten. Das Alter allein — es gibt jetzt übrigens auch bei uns verhältnismäßig recht junge Obersten — erklärt die Eigenart unserer Oberstenwitze nicht; ebensowenig die Stellung des höhern Offiziers, die diesen notwendigerweise in einem bestimmten Maß isoliert. Gewiß kann es vorkommen, daß der Herr Oberst nach einem Rapport mit seinen Offizieren in eine etwas komische Lage gerät, wenn er bei Gesprächen, die das militärische Gebiet verlassen, im gleichen autoritativen Ton und mit derselben apodiktischen Sicherheit über Gegenstände Urteile abgibt, für die ein militärisches Gradabzeichen keinerlei Zuständigkeit gewährleistet. Derlei Kompetenzüberschreitungen wirken zwar lächerlich; aber sie lassen sich kaum von irgend jemandem in der gleichen Lage ganz vermeiden.

Endlich wäre es verfehlt, die Erklärung bloß im mangelnden Kontakt zwischen den Obersten und der Bevölkerung zu suchen und in dem sich daraus ergebenden fehlenden Verständnis für ihre Aufgabe. Zweifellos könnte auch da noch allerlei getan werden; aber meiner Meinung nach ist für den Obersten im Volkswitz fatalerweise weniger der mangelnde Kontakt verantwortlich als gerade die seltenen Fälle, in denen dieser stattfindet.

Der häufigste Anlaß, bei dem die Truppe höhere Offiziere aus der Nähe zu Gesicht bekommt, sind die gelegentlichen Inspektionen. Da pflegt der Herr Oberst oder der Herr Brigadier die Kompagnie abzuschreiten und jeden einzelnen Mann scharf ins Auge zu fassen. Niemand hat etwas dagegen. Der Soldat interessiert sich mindestens so stark, einmal den Herrn Obersten zu sehen, wie der Herr Oberst den Soldaten. Der Soldat findet es auch ganz in Ordnung, inspiziert zu werden. Auch der Soldat inspiziert den Herrn Oberst.

Es mag sein, daß der Disziplinübung im Glänzen des Riemenwerks und im Schwärzen von Marschschuhsohlen gewissenorts immer noch etwas zuviel Bedeutung zugemessen wird. Jedoch wird unbestreitbar das geübte Auge eines Offiziers bei einer Inspektion auch aus solchen Äußerlichkeiten ein im ganzen richtiges Bild über die Verfassung der Truppe bekommen. Auch wenn der inspizierende Offizier die Achselklappe öffnet und persönlich nach einem Stäubchen bläst, das er dort vermutet, oder in einer Bajonettnute nach einem geschwärzten Fettrestchen fahndet, ist immer noch nichts passiert. Peinlich — für das Ansehen des Offiziers — wird es erst, wenn er, falls er das, was er sucht, wirklich findet, einen Unmut äußert, der in keinem Verhältnis zu dem Anlaß steht. Die Bewunderung für das scharfe militärische Auge des Vorgesetzten bei der Entdeckung von offenen Kragenhäkchen ist bei weitem nicht so groß, wie das wohl angenommen wird. Denn jeder Rekrut weiß, daß die Schärfe dieses Blicks nach einem kurzen Training jeder Unteroffizierstellvertreter aufbringt. Das Ansehen eines Wachtmeisters und eines Feldweibels ist um so größer, je kleiner sein Aufwand an Geschrei ist, um eine tadellose Ordnung im innern

Dienst zu erzielen. Einem Brigadier traut jeder Soldat zu, einen offenen Knopf von einem geschlossenen unterscheiden und ausgefallene Nägel im Schuhwerk feststellen zu können. Wenn jedoch ein Herr Oberst bei der Entdeckung solcher Schönheitsfehler in helle Aufregung gerät, die betroffenen Soldaten und mit ihnen ihre unmittelbaren Vorgesetzten apostrophiert und blamiert, sind die Folgen bedauerlich.

Die Truppe kann nicht anders, als das Mißverhältnis zwischen dem Anlaß und der Auswirkung festzustellen. Es bleiben ihr nur zwei Möglichkeiten: entweder das Ganze als Theater anzusehen — eines, das sie nicht schätzt — oder bei dem Inspizierenden einen erschreckenden Mangel für die Einschätzung der Größenordnung der Dinge anzunehmen, dazu eine Unbeherrschtheit, die man militärischen Vorgesetzten um so schwerer verzeiht, als Selbstbeherrschung mit Recht als eine der entscheidenden soldatischen Tugenden gelehrt wird. Die Truppe gerät in Versuchung, wirklich zu glauben, daß der hohe Offizier diese Kleinigkeiten so wichtig nimmt, und zu befürchten, daß dieser bei wichtigern Dingen genau so wenig Augenmaß besitzen könnte.

Der Soldat weiß, wie stark sein Geschick, aber auch das des Landes, von der militärischen Führung abhängt. Es liegt ihm am Herzen, in deren einzelne Vertreter Vertrauen setzen zu können. Er ist geneigt, ihnen einen großen Vorschuß davon entgegenzubringen, da es ihm versagt ist, und in weitem Maße versagt sein muß, ihre Fähigkeiten aus eigener Erfahrung beurteilen zu können. Er ist jedesmal enttäuscht und betrübt, wenn ihm die seltenen Kontaktmöglichkeiten durch derlei Ungeschicklichkeiten verdorben werden.

Der Unmut und der Spott, der sich nach solchen Inspektionen äußert, ist ein Ausdruck der Besorgnis, daß die höhern Offiziere scheinbar keine andern Sorgen hätten, als etwas Fett im Visier und etwas Grünspan auf der Innenseite eines Knopfes der Patronentasche zu entdecken. Er faßt dies im besten Fall als eine Berufskrankheit höherer Offiziere auf; im schlimmsten Fall als eine bedenkliche Entartung, über bestimmten Kleinigkeiten den Blick für das Ganze verloren zu haben.

Ganz ähnlich wirkt auf die Soldaten das peinliche Gewicht, das zum Beispiel dem Grüßen von Automobilen mit Standarten beigemessen wird, die geradezu ängstliche Wiederholung solcher Befehle und die lächerlichen Geschichten, die entstehen, wenn diese wieder einmal aus Versehen nicht befolgt werden. Auch hier fragt sich der Soldat mit Unbehagen, woher die höhern Kommandos die Zeit nehmen, um solchen Dingen eine derartige Beachtung zu schenken.

Während eines der letzten Ablösungsdienste stand ich dabei, wie ein Offizier einen Wachtposten einer Kleinigkeit wegen anfuhr. Es geschah dies mit einer Heftigkeit, die in keinem Verhältnis zu dem Versehen stand.

Der Soldat war durch diese unerwartete Hemmungslosigkeit so verdattert, daß er kaum mehr richtig Red und Antwort stehen konnte. Einige Minuten später drückte der Offizier mir gegenüber sein Erstaunen aus, daß ein gesetzter Mann sich durch eine Rüge derart einschüchtern lasse. Er schien mir fast ein wenig stolz darauf. Er deutete es wohl als einen Ausfluß seiner besonders großen Autorität. Er täuschte sich. Dieser Mann war so verdattert, nur weil er sich für den Offizier schämte.

Da es nun einmal dem schweizerischen Wesen nicht gegeben ist, höhere Offiziere als Herrgötter zu betrachten, wäre es klüger, wenn sie darauf verzichten würden, sich den Anschein solcher zu geben. Ganz im besondern sollte bei den seltenen Gelegenheiten, wo der Soldat in unmittelbare Beziehung zu ihnen kommt, verhütet werden, als launenhafte, donnernde und Blitze schleudernde Zeuse in Erscheinung zu treten. Der Soldat wird nicht an die Gottähnlichkeit glauben, wohl aber den Verdacht hegen, daß die betreffenden Offiziere sich selbst in dieser Rolle fühlen. Das schadet ihrem Ansehen.

Es hindert die Soldaten daran, sie ernst zu nehmen. Das rächt sich im Dienst. Es tritt aber auch in Erscheinung, wenn der Soldat wieder Zivilist geworden ist. Es ist mit daran beteiligt, daß sich zum Beispiel weit herum der Oberstenrang bei politischen Wahlen als eine Belastung des Kandidaten auswirkt.

Genau so wie im zivilen Leben (mit vielen Ausnahmen) im großen und ganzen doch — zwar nicht immer die Liebenswürdigsten — aber die Tüchtigsten die höchsten Posten einnehmen, so ist selbstverständlich auch bei der Armee — nicht immer, aber doch in den meisten Fällen — ein hoher Rang ein Ausweis für besondere militärische Tüchtigkeit. Daß dies in einem Lande wie der Schweiz, wo die Wehrhaftigkeit in allen Schichten bejaht wird, im Zivilleben oft als belastend angesehen wird, ist nicht nur bedauerlich, es ist völlig unnatürlich.

Es kommt nicht von ungefähr, daß der Leutnantwitz, der während des ersten Weltkrieges in Blüte stand, in seinen despektierlichen Formen so gut wie ganz verschwunden ist. Die Erklärung liegt auf der Hand: Die neuen Waffen und die veränderte Truppenausbildung geben den Leutnants bessere Gelegenheit, zu zeigen, was sie können und haben sie von der degradierenden Notwendigkeit befreit, sich vor allem als Brotsackinspektoren ins Licht zu stellen.

Wenn die höhern Offiziere durchwegs neben der bessern Aufklärung des Volkes über die Arbeit, die sie wirklich leisten, etwas mehr Bedacht darauf nähmen, dann, wenn sie mit den Soldaten in Berührung kommen, nicht den Anschein zu erwecken, daß ihre Hauptsorge und ihr Hauptinteresse sich auf offene Häftchen und Staubatome richte, wäre allerhand gewonnen.

Die Beherzigung dieser kleinen Anregung hätte keine umstürzenden Folgen, aber den Vorteil, daß sie, ohne Aufheben, ohne Schwierigkeiten und Kosten, dem Ansehen unserer höheren Offiziere, der Armee, und damit dem Volk nützen könnte.

Eine amerikanische Bestimmung der Demokratie

Nach meiner Meinung schließt das demokratische Glaubensbekenntnis folgende Grundsätze ein:

1. Über die Handlungen des Staates entscheidet die Mehrheit des Volkes, nachdem diesem die Möglichkeit geboten wurde, sich über die wirklichen Verhältnisse eine Meinung zu bilden.

2. Freiheit der Rede, der Presse, der Kunst, der Wissenschaft, der Religion.

3. Beständigkeit, Ordnung und die Vermeidung von Gewalt, Blutvergießen und Anarchie.

4. Förderung einer stetigen, aber ansteigenden, allgemeinen Wohlfahrt durch wachsende Produktivität des Volkes und eine Verteilung des Einkommens, die so ausgeglichen sein soll, als dies möglich ist, ohne die Initiative zu zerstören.

5. Der Glaube an die Heiligkeit des Einzelwesens und an die unbeschränkten Möglichkeiten von Mensch und Natur, die in Erscheinung treten können, wenn die in Wissenschaft, Kunst und Religion Begabten sich dem Unbekannten mit Ehrfurcht nähern und nicht unter dem Druck stehen, Sofortresultate für den Ruhm eines Mannes, einer Gruppe, einer Rasse oder einer Nation zu erzielen.

6. Fröhlicher Glaube an eine fortschrittliche Zukunft, begründet auf die vernünftigen und aufbauenden Anstrengungen des ganzen Volkes, der allgemeinen Wohlfahrt zu dienen.

7. Duldsamkeit und Humor in der Anerkennung des Rechtes aller Menschen, anders als andere zu sein.

Henry A. Wallace, aus « Democracy Reborn ».